

Gerhard Oberlin

# **DROSTE** Text + Deutung VERSTEHEN



Königshausen & Neumann

Gerhard Oberlin  
—  
Droste verstehen

**Der Autor** Dr. Gerhard Oberlin arbeitet als Freier Literatur-, Kultur- und Sportwissenschaftler mit Wohnsitz in Tübingen. Nach einer internationalen Laufbahn als Lehrer, Schulleiter und Fortbilder war er unter anderem Dozent für deutsche Sprache und Literatur an der Beijing Foreign Studies University und am Deutsch-Chinesischen Institut der University of Business and Economics, Beijing/China. Zuletzt Gastdozent der Hebrew University in Jerusalem, der Malayalam University in Tirur/Kerala und am Pookoya Thangal Memorial Government College in Perinthalmanna/Kerala. Neben zahlreichen Aufsätzen in internationalen Fachzeitschriften mehr als 40 Buchveröffentlichungen, zuletzt: *Demokratiedämmerung* (2023); *Palavergehorsam. Über Meinungsdirigismus und den Verlust der Wirklichkeit* (2023); *Homo sapiens - eine aussterbende Art?* (2023). Er ist Herausgeber u.a. der Bände: Argyris Sfountouris: *Trauer um Deutschland. Reden und Aufsätze eines Überlebenden* (2015) und Argyris Sfountouris: *Schweigen ist meine Muttersprache. Griechenland - seine Dichter, seine Zeitgeschichte* (2017).

Gerhard Oberlin

# Droste verstehen

Text + Deutung

Königshausen & Neumann

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2025

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics / coverart

Umschlagabbildung: Johann Sprick: Portrait of Annette von Droste-Hülshoff (1838)

Wikicommons: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Droste-H%C3%BClshoff\\_2.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Droste-H%C3%BClshoff_2.jpg)  
(Letzter Zugriff: 18.10.2025)

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist

ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere

für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung

und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-7804-0

eISBN 978-3-8260-8554-3

[www.koenigshausen-neumann.de](http://www.koenigshausen-neumann.de)

[www.ebook.de](http://www.ebook.de)

[www.buchhandel.de](http://www.buchhandel.de)

[www.buchkatalog.de](http://www.buchkatalog.de)



Annette, genannt „Nette“, eigentlich Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff (1797-1848). Kopie der Bronzebüste von Anton Rüller und Heinrich Fleige (1896), die sich im Garten von Burg Hülshoff in Havixbeck befindet und zu ihrem 100. Geburtstag entstand. Standort: Burg Meersburg.



*Meine Lieder werden leben,  
Wenn ich längst entschwand:  
Mancher wird vor ihnen beben,  
Der gleich mir empfand.  
Ob ein Andrer sie gegeben,  
Oder meine Hand:  
Sieh, die Lieder durften leben,  
Aber ich entschwand!*

**Annette von Droste-Hülshoff**  
*Am fünften Sonntage in der Fasten* (1820)  
Aus dem Nachlass (2003: 135)





# Inhalt

Vorwort	11
Einführung	13
I. Prosa	
Die Judenbuche	23
II. Gedichte	
Am Bodensee	109
Das alte Schloß	116
Das öde Haus	121
Mondesaufgang	128
Am Thurme	135
Die Schenke am See	140
Der Säntis	147
Am Weiher	155
Im Grase	162
Im Moose	167
Der Hünenstein	171
Die Mergelgrube	178
Die Krähen	189
Der Weiher	205
Der Knabe im Moor	212
Das Fräulein von Rodenschild	218
Meine Todten	228
Das Spiegelbild	233
Brennende Liebe	240
Die Taxuswand	245
Die Golems	251
Lebt wohl!	262
Die todte Lerche	267
Der Todesengel	275
Anmerkungen	281
Abbildungsnachweis	287
Arbeitsbibliothek	289



## Vorwort

Verlag und Autor erinnern an die Dichterin mit diesem vierten Band der Reihe *Literatur verstehen*, die bis heute Heinrich von Kleist, Franz Kafka und Rainer Maria Rilke mit *Text + Deutung* in Erinnerung brachte. Annette von Droste-Hülshoff fügt sich nahtlos in diese Reihe, hat sie doch – *quod sit demonstrandum* – mit allen drei Neuerern mehr gemeinsam, als es auf den ersten Blick scheinen mag.

Zum Konzept der Reihe gehört nicht nur der authentische Erstdruck, sondern auch der Textkommentar, der historische Informationen und zur Deutung anregende Reflexionen vereint, sich dabei aber umfangmäßig zurückhält, um das Werk nicht zu ‚zerreden‘. Unvermeidlich sind dabei Wiederholungen, da der Autor nicht davon ausgeht, dass der Leser, die Leserin chronologisch den Seiten folgt. Wer dies dennoch tut, stellt fest, dass viele der Basisinformationen zur Autorin, zur Epoche, zur literarischen Tradition usw. in Häppchen und Dosen in einer gewissen Additions- und Progressionsreihe tatsächlich über das Buch verteilt sind, so dass das *ganze* Bild erst am Ende mit der Lektüre des *ganzen* Bandes vor Augen steht. Auf diese Weise erübrigt sich eine langatmige Einführung, die wiederum (redundante) Textbelege anhäufen müsste, um plausibel zu sein.

Zum Prozess des Verstehens, der im Konzept dieser Reihe Programm ist: Bevor wir für selbstverständlich erachten, was ‚verstehen‘ eigentlich bedeute, darf man sich vergewissern, was das überhaupt sei. Wir erinnern alte Bedeutungen: ‚eine Rechtsache durch-stehen‘, also physisch so lange vor einem Gericht, dem germanischen *Thing* etwa, *stehen*, bis seine Sache – zu der man *steht* – durchgefochten ist. Das hat also sehr wohl mit *Steh*-Vermögen zu tun. Offenbar muss man dazu auch ‚zu sich selbst stehen‘, ‚hin-stehen‘, um seine Sache glaubhaft zu machen, vor sich (und anderen) ‚be-stehen‘, angesichts der Auslastung der Instanzen sehr wahrscheinlich auch ‚an-stehen‘, bis ein Berufener einem endlich ‚bei-steht‘.

Will man als eine der Kunstformen z.B. Literatur verstehen, geschieht dies sinnvoller- und methodischerweise aus ihrer Zeit heraus, einer Zeit, die meist lange zurückliegt und Kulturer-scheinungen hervorbrachte, die uns fremd sind und uns die Not

des Nichtverstehens vor Augen führen. Ist der Drang zu verstehen, wie er aus solcher Not hervorgeht, groß, sind falsche Schlüsse unvermeidlich. Denn nunmehr wird Vergangenes vergegenwärtigt und damit einem Effekt zugeführt, der zwar als ‚Aktualisierung‘ vielleicht wünschenswert erscheint, das historische Eigenleben des Kunstgegenstands jedoch abtötet. So kommt es beim *Verstehen* immer darauf an, das Eigene nicht in das Andere, sondern umgekehrt das Fremde in das Vertraute zu implantieren und dabei, um im Bild zu bleiben, die Immunantwort des Eigenen so vernehmlich zu machen, wie die Einverleibung des Fremden dies erfordert.

## Einführung

Die Gedichte und Prosa der Annette von Droste-Hülshoff wurden in die Sammlung dieses Bandes aufgenommen, insofern sie und wie sie zu ihren Lebzeiten im Erstdruck erschienen, ob in den beiden lyrischen Buchpublikationen von 1838 und 1844 oder als Beitrag in verschiedenen Zeitschriften, Journalen, Almanachen oder Anthologien. Das gilt, was diese Gedichte betrifft, freilich nicht für ihre Zahl – wir mussten uns auf gut zwei Dutzend von weit über hundert begrenzen –, wohl aber für ihre Textgestalt in den 1838 bei Aschendorff in Münster und 1844 bei Cotta in Stuttgart erschienenen Gedichtbänden. Die Wahl der Prosa war mit der *Judenbuche* als einzigem vollendetem Erzählwerk erschöpft, so attraktiv Drostes Prosafragmente z.T. auch sind.

Das Ziel dieses Bandes konnte also nicht sein, eine repräsentative Auswahl zu treffen und Texte zu verhältnismäßig analogen Anteilen aus jeder Schaffensphase, von jeder Textsorte, jedem lyrischen Genre, jedem Themenkreis auszuwählen. Während Unvollendetes generell ausgeschlossen blieb, wurde in der Lyrik z.B. auch auf die Aufnahme von Beispielen aus dem Zyklus *Das geistliche Jahr* – nur 8 der 72 Gedichte wurden daraus von der Autorin veröffentlicht – aus thematischen Gründen verzichtet, womit wir im Übrigen Levin Schückings ‚säkulares‘ Herausgeberprinzip befolgen, das der Ausgabe der *Gesammelten Schriften* von 1878 bei Cotta zugrunde lag. Ebenso wenig schien es in einer Reihe *Text + Deutung* vertretbar, reine Gedankenlyrik oder Gelegenheitsdichtung aufzunehmen, da diese den Kommentator erübrigen.

Das Kriterium der ästhetischen Qualität, das hier den Vorzug erhielt, ist von der welterschließenden Sprachkunst der Droste bestimmt, wo diese nicht manieristisch überzogen erschien und zum virtuosen Bravourstück geriet, das seinen Darstellungshorizont auf sich selbst lenkt. Wenn Kunstwerke allzu kunstvoll sind und Effekte überborden – in der Lyrik leicht möglich –; wenn dazu noch große Mengen an Mitteilungsaufgaben, sei es auf dem Weg der Symbolik, des Erzählstoffes, der Motivik sichtlich *abgearbeitet* werden müssen, um zu einem programmatischen Ganzen zu kommen, dann mag dies zwar das Hand-

werk ehren, enttäuscht aber den kreativen Kunstsinn und düpiert den Geschmack. Der durchschnittliche Leser versteht Winke auch ohne den Zaunpfahl und preist Mehrdeutigkeit vor Eindeutigkeit, Originalität vor Epigonalität. Er betrachtet Inkommensurabilität als die *conditio sine qua non* der Kunst im Allgemeinen, und das heißt, er will den Boden, auf dem er steht, umgraben, seine Denkfiguren auf den Kopf stellen oder, wie Franz Kafka einst schrieb, die „Axt für das gefrorene Meer in uns“ eindringen lassen mit der Maßgabe, dass „man überhaupt nur solche Bücher lesen [sollte], die einen beißen und stechen“ (1999: 36).

Wo bei der Lyrikerin Droste gewisse Vorgriffe auf das Dinggedicht, den literarischen Symbolismus, die Kunst des *l'art pour l'art* oder die abstrakte Chiffrensprache der Moderne unübersehbar sind, gab auch das in vielen Fällen den Ausschlag für die Wahl des jeweiligen Gedichts. Gerade dort verdichtet sich das schriftstellerische Schaffen zu avantgardistischen Experimenten, die das Labor der Sprachkunst, wie es damals noch eingerichtet war, altmodisch erscheinen lassen. Drostes Lyrik gefällt überhaupt dort am besten, wo nicht nur das Wort ‚sitzt‘ (das tut es stets), sondern auch sparsam ausreicht, um symbolische Aura oder autonome Selbstbezüglichkeit zu schaffen und sich als stupendes ‚Heureka‘ ins Bewusstsein der Leser zu schreiben. Die Rede ist von jenem Überraschungseffekt, der die Augen öffnet, die Sinne schärft, uns mental fortzwingt und manchmal sogar nichts Geringeres tut, als unser Leben zu verändern.

Dazu hat die Literatur, ob Prosa, ob Lyrik, zahlreiche Tricks in ihrem Zauberkasten, wenn es darum geht, das einlullende Muster, die bekannte Motivtextur ‚gegen den Strich zu bürsten‘, um Rezeptionsgewohnheiten zu frappieren und dem Schmunzeln, Gelächter oder Staunen anheimzustellen. Wenn sich das poetische Gemälde in biedermeierlicher Idyllik gefallen will, genügt schon ein ‚falsches‘ Wort, ein kleiner Stilbruch zur großen Überraschung, so z.B. beim Wechsel vom ‚hohen‘ zum ‚niederen‘ Ton, von der Innen- zur Außensicht *vice versa*. Gelingt das, hören wir die literarische Moderne eines Verlaine, Baudelaire oder Rimbaud in protomodernen Anklängen, die sich bei Droste in die aufbegehrende Auseinandersetzung der Schriftstellerin

mit der Rolle des unverheirateten Adelsfräuleins im 19. Jahrhundert gelegentlich mischen.

Wie so oft, sind an den Bruchstellen der literargeschichtlichen Epochen, hier Kunstepoche//Romantik//Biedermeier//Vormärz//poetischer Realismus die ästhetisch interessantesten Texte zu finden, weil das Ungenügen an den vorhandenen Ausdrucksmitteln und damit der Innovationsdruck dort am größten ist. Bei Droste kamen die sozioökonomischen und weltanschaulichen Auflösungsprozesse an der Schwelle zum Industriezeitalter hinzu, die das apanagierte Adelsfräulein zum sozialen Relikt, die Berufsdichterin zum Blaustrumpf und die Katholikin bald zur Apologetin, bald zur Apostatin machten. Stark genug, „unsre blasierte Zeit mit dem Rücken anzusehn“, war sie sich ihres Nachruhms sicher: „Ich mag und will jetzt nicht berühmt werden, aber nach hundert Jahren möchte ich gelesen werden“ (HKA X: 89). Kind ihrer Zeit, ahnte sie doch, dass sie – nehmen wir eine Formulierung des Malers Wassily Kandinsky – auch „Mutter der Zukunft“ ist:

Diese Kunst, die keine Potenzen der Zukunft in sich birgt, die also nur das Kind der Zeit ist und nie zur Mutter der Zukunft heranwachsen wird, ist eine kastrierte Kunst. Sie ist von kurzer Dauer und stirbt moralisch in dem Augenblicke, wo die sie gebildet habende Atmosphäre sich ändert. (2016 [1912]: 30)

Wenn man das Inkommensurable in der Kunst beschreiben will, dann kommt man fast unausweichlich auf die Wirkung auf Leser, Zuschauer oder Zuhörer zu sprechen, also auf das, woran wir gewöhnlich den Erfolg messen. Das kann in Sachen Qualität auch täuschen, wenn wir z.B. darunter Breitenwirkung verstehen, wie sie auch eine Sportveranstaltung hat. Ist die Kunst avangardistisch, erprobt sie also neue Wege des Ausdrucks, der Darstellung, der Perspektive, engt sich dieser Erfolg häufig auf die Kunstschaaffenden, die Fachwelt oder einige Gleichgesinnte ein.

Bei der Droste haben wir es daher mit einem bescheidenen, aber ähnlich wie bei Büchner oder Kafka nicht unsymptomatischen Erfolg zu tun – will sagen: mit leisen, aber lange nachschwingenden Resonanzen, die letztlich die Rezeptionsschichte vorwegnehmen, gar nachhaltig bestimmen. Wenn man



das in ihrem Fall als Misserfolg zu Lebzeiten betrachtet, liegt man nicht nur falsch und tut gut daran, sich mit den literarischen Erfolgsaussichten einer Autorin im 19. Jahrhundert auseinanderzusetzen, sondern ist auch gehalten, sich auf das zu besinnen, was die Stärken dieser Dichterin ausmacht: handwerkliche Akkuratess, Traditionswissen, Perspektiven- und Stimmenreichtum, realistische bis überrealistische Register, Selbstdistanz, Ironie, abstrakte Skizzenkunst unter Einschluss von Surrealität, existenzphilosophische Tiefe und wissenschaftliche Gelehrsamkeit, das Ganze nicht ohne klassizistische Ornamentik, die sich bei aller Eloquenz aber vor der Suade fürchtet und sich gelegentlich raubeinig bis augenzwinkernd selbst verfremdet.

Der markanten Parallelen zu einer fast hundert Jahre späteren Kunstepoche eingedenk – „nach hundert Jahren möchte ich gelesen werden“ –, lässt sich die Droste *mutatis mutandis* als Vorläuferin jener „Neuen Sachlichkeit“ erkennen, der Epoche, welche in ihrem Stilpanoptikum unter anderem Romantik, (magischen) Realismus und streng klassische Ornamentik vereint. Wie einst Schiller vor der Vereinseitigung der Aufklärung warnte, so gedeiht in jener wie in Drostes Zeit das Zarte neben dem Rauhen, das Milde neben dem Strengen, das Ziselierte neben dem Holzschnitt. Die „Paradoxie von Lyrik im heraufkommenden Industriezeitalter“ (1997 [1958]: 63), die Adorno zu bemerken glaubte, scheint eher dem melancholischen Nebeneinander von Zirkel und Zweifel, Magie und Meter, Alchemie und Arithmetik geschuldet, wie es in einem anderen Werk der Zeitenwende, Dürers Kupferstich *Melencolia I* von 1514, zu sehen gewesen war.

Die Werke Drostes, die standhalten, indem sie ungeachtet der zuweilen religiösen oder nationalideologischen Vereinnahmung ihren Rang behaupten, sind viele der Natur-, Landschafts- und Selbstgedichte, die auf Romantizismen, Mythen und mystischen Tiefsinn wenn nicht verzichten, so ihnen entgegenwirken und den biedermeierlichen Zeitgeist absorbierend überwinden. Sie stehen für sich, haben ein Eigengewicht und wollen nicht mehr sein als „Welt-Literatur“ in dem Sinne, dass sie die empirische Welt der Dinge nicht sogleich transzendieren, sondern würdig dokumentieren, botanisieren, kartographieren, psychologisieren. Weltanschauliche Genügsamkeit bis Absti-

nenz steht ihnen besonders gut an, gründet der gedankliche Überbau doch dann auf neuem, umso festerem Grund, wenn ihn der perspektivische Schwindel im leeren Weltraum erfasst und den menschlichen Standort verunsichert.

Solchen Schwindel spüren wir vor allem auch in der *Judenbuche*, die von menschlichen Abgründen handelt, die den sozialen in nichts nachstehen. Was der Freund und Mentor Drostes, Christoph Bernhard Schlüter, in seinem Nachruf 1848 befand, gilt in besonderem Maß für diese Novelle: „Nichts war vor ihrem psychologischen Anatomiemesser sicher“ (zit. n. Kraft 1994: 38) – womit er der Autorin ein empirisch geschultes und tabufreies Auge zugestand. Hier sehen wir die Kunst der holzschnittartigen Abstraktion entwickelt und doch eine realistische Regie am Werk, welche in all ihren Figurenporträts und Konflikten stets die *conditio humana* als ernstes Hintergrundrauschen wahrnehmbar macht, ohne auf konkrete Zustandsschilderung zu verzichten.

Schlüter, der ihr *posthum* die „Gabe, die verwickelsten Zustände zergliedernd zu entwirren“, zusprach, erklärte sich Drostes Menschenkenntnis unter anderem damit, dass sie sich an Sonn- oder Feiertagen zu den „Knechten, Mägden und was sonst sich aus der Nachbarschaft an Groß und Klein zugesellen mochte, an den Herd [setzte]“ (ebd.), wo sie, wie vermutlich alle anderen auch, ohne zu ermüden erzählt und gelauscht habe.

Nehmen wir die Sprachkunstwerke Drostes als Dokumente ihrer Zeit und Welt, wie sie einst war, kommt uns sowohl jene Zeit als auch Welt näher, weil sie sich in vielen ihrer Parameter von der unsrigen nur graduell unterscheidet. Manche der Naturdinge, denen sie sich in ihren Gedichten etwa so leidenschaftlich, ja wissenschaftlich widmet, existieren heute wie früher, andere sind nicht mehr oder haben sich verändert. Der Bodensee ist noch und nicht mehr der Bodensee, die Heide noch und nicht mehr die „Haide“ und Westfalen nicht mehr das „Westphalen“ von einst. Am meisten haben sich die Städte verwandelt: Münster, Bonn, Koblenz, Kassel, Köln, Konstanz, Meersburg. Lebens- und Arbeitsweisen der Menschen, wie Droste sie erlebte, gleichen selten den heutigen, selbst der regionale Menschenschlag ist ausgewechselt und nicht mehr wiederzuerkennen.

Droste lesen ist ein langes Vergangenheitsstudium, ein Gang durch Korridore voller akribischer Zeichnungen, Kupferstiche, Daguerreotypien und naturkundlicher Sammlungen, alles im biedermeierlichen Ambiente für gehobene Ansprüche. Wer die verstiegene, altbelassene Meersburg, Schloss Hülshoff oder das Rüschaus durchstreift und sich einige Stunden im biedermeierlichen Wohnumfeld bewegt hat, erlebt sich selbst zwischen den Zeiten, indem ihm (oder ihr) alles fremd und doch vertraut erscheint.

Sehen wir diese Frau in ihrem traditionell-konservativen Gespinnst aus Volksmythen, Gespenstergeschichten, Bibelkunde, katholischem Kult und Familiensagas, tragen wir ihrer künstlerischen, musikalischen und naturkundlichen Bildung Rechnung und goutieren wir ihre Kenntnis des Lateinischen und Französischen („unerlässlich“), Englischen und Italienischen („Schlecht! schlecht!“), des Holländischen („verstehe ich“) und Griechischen („elendiglich wenig“) (HKA X: 404f.), so sind wir auf einen Kosmos verwiesen, der einerseits überkommen, andererseits aber vormodern anmutet und in seiner nimmersatten Reichhaltigkeit enorm – nehmen wir ein Wort aus der Atomlehre – ‚reaktionsfreudig‘ ist.

Gerade das Gelehrtenausmaß ihrer Bildung – sie verschlang von Kindheit an ganze Bibliotheken und nahm am Tagesgespräch ebenso teil wie an den intellektuellen Diskursen der Zeit: „ich bleibe hinlänglich in Rapport mit der politischen und belletristischen Außenwelt“ (1983: 60) –, bedingten ihre neugierig suchende Unruhe. In der quasi urbanen Dichte ihrer Gedanken herrschte ein innovativer Kulturaustausch, der sie manch schlaflose Nacht gekostet haben mochte. Für etliche Männer in ihrer Verwandtschaft, namentlich ihre „Oncles“ oder den Schwager Joseph von Laßberg, der sie „ein entsetzlich gelehrtes Frauenzimmer“ hieß (LW 218); für die Salon-„Löwen“ im Bökendorf-Zirkel, darunter Wilhelm Grimm, der „etwas vordringliches und unangenehmes in ihrem Wesen“ fand (LW 72; 74), war sie ein smartes Ärgernis, ein burschikoses Mannweib, bestenfalls ein Exot, der die Männerwelt zum kompromittierenden Vergleich aufzufordern schien.

Zu ihrem nimmersatten Lebens- und Wissenshunger gesellten sich, ursächlich oder nicht, eine krankhafte Überreiztheit, Hypochondrie, Nervenkrisen, ja ihre von Geburt an

schwächliche Konstitution – sie kam mit sieben Monaten zur Welt und blieb als Erwachsene mit kaum eineinhalb Meter Körpergröße fast zehn Zentimeter unter dem weiblichen Durchschnitt jener Zeit – widerstand nach unzähligen Krankheitsperioden am Ende nicht mehr einer Lungenkrankheit, der sie im Alter von 51 Jahren in Meersburg erlag.



I.

Prosa



# Die Judenbuche

## Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westphalen

N<sup>o</sup> 96.

# M o r g e n b l a t t

für

gebildete Leser.

Freitag, den 22. April 1842.

Then we are in order, when we are most out of order.  
Shakespeare.

### Die Judenbuche.

Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westphalen.

Von Anneite C. Frein von Droste zu Hülshoff.

Wo ist die Hand so hart, daß ohne Ironie  
Sie sondern mag verwöhnten Hirns Wirren,  
Es sey, daß ohne Zornen sie den Stein  
Was schmerzhaft auf ein zum zerfallenen Stein?  
Wie wagt es, einen Males Drang zu messen.  
In wägen jedes Wort, das unerschlossen  
In jung's Brust die zähen Wurzeln reißt,  
Daß Verurtheil' gedehnter Verleumd'!  
Du Stadtherr, achweh und schweh!  
Im lichten Raum, von schwarzer Hand geoffnet,  
Leg hin die Waschnal' — nimmer die erlaubt!  
Laß ruhn den Stein — er trägt dein eignes Haupt! —

Friedrich Mergel, geboren 1738, war der einzige Sohn eines sogenannten Halbmeiers oder Grundbesitzers kleinerer Klasse im Dorfe B., das, so leicht gebaut und rauhig es sein mag, doch das Auge jedes Reisenden fesselt durch die überaus malerische Schönheit seiner Lage in der grünen Waldschlucht eines bedeutenden und geschichtlich merkwürdigen Gebirges. Das Ländchen, dem es angehört, war damals einer jener abgeschlossenen Erdtheile ohne Fährten und Handel, ohne Fernstraßen, wo noch ein fremdes Gesicht Wäffchen er-

regte, und eine Meile von dreißig Meilen selbst die Vornachmeten zum Misset seiner Gegend machte — kurz, ein Fleck, wie es deren sonst so viele in Deutschland gab, mit all den Mängeln und Tugenden, all der Originalität und Beschränktheit, wie sie nur in solchen Zuständen geübt. Unter höchst einfaches und häufig unzulänglichem Besetzen waren die Wirtshäuser der Einwohner von Keche und Kurche einigermassen in Verwirrung geraten, oder vielmehr, es hatte sich neben dem geschlichen ein zweites Recht gebildet, ein Recht der öffentlichen Meinung, der Gewohnheit und der durch Vernachlässigung entstandenen Verjährung. Die Gutsherren, denen die niedere Gerichtsbarkeit zustand, strakten und belohnten nach ihrer in den meisten Fällen rechtlichen Einsicht; der Unterebene that, was ihm ausföhrbar und mit einem etwas weiten Gewissen verträglich schien, und nur dem Verleumdenden fiel es zuweilen ein, in alten handlichen Urkunden nachzuforschen. — Es ist schwer, jene Zeit unparteiisch in's Auge zu fassen; sie ist nicht ihrem Verschwinden entweder hochnützig getadelt oder abern gelobt worden, da den, der sie erlebte, zu viel thure Erinnerungen blieben, und der Späterberere sie nicht begreift. So viel darf man indessen behaupten, daß ihre Form schwächer, der Kern fester, Zergerben häufiger, Gewissenhaftigkeit letzterer waren. Denn wer nach seiner Ueberzeugung handelt, und sey sie noch so managhaft,



Wo ist die Hand so zart, daß ohne Irren  
Sie sondern mag beschränkten Hirnes Wirren,  
So fest, daß ohne Zittern sie den Stein  
Mag schleudern auf ein arm verkümmert Seyn?  
Wer wagt es, eitlen Blutes Drang zu messen,  
Zu wägen jedes Wort, das unvergessen  
In junge Brust die zähen Wurzeln trieb,  
Des Vorurtheils geheimen Seelendieb?  
Du Glücklicher, geboren und gehegt  
Im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt,  
Leg hin die Wagschal', nimmer dir erlaubt!  
Laß ruhn den Stein – er trifft dein eignes Haupt! –

Friedrich Mergel, geboren 1738, war der einzige Sohn eines sogenannten Halbmeiers oder Grundeigenthümers geringerer Klasse im Dorfe B. das, so schlecht gebaut und rauchig es seyn mag, doch das Auge jedes Reisenden fesselt durch die überaus malerische Schönheit seiner Lage in der grünen Waldschlucht eines bedeutenden und geschichtlich merkwürdigen Gebirges. Das Ländchen, dem es angehörte, war damals einer jener abgeschlossenen Erdwinkel ohne Fabriken und Handel, ohne Heerstraßen, wo noch ein fremdes Gesicht Aufsehen erregte, und eine Reise von dreißig Meilen selbst den Vornehmeren zum Ulysses seiner Gegend machte – kurz, ein Fleck, wie es deren sonst so viele in Deutschland gab, mit all den Mängeln und Tugenden, all der Originalität und Beschränktheit, wie sie nur in solchen Zuständen gedeihen. Unter höchst einfachen und häufig unzulänglichen Gesetzen waren die Begriffe der Einwohner von Recht und Unrecht einigermaßen in Verwirrung gerathen, oder vielmehr, es hatte sich neben dem ge-

setzlichen ein zweites Recht gebildet, ein Recht der öffentlichen Meinung, der Gewohnheit und der durch Vernachlässigung entstandenen Verjährung. Die Gutsbesitzer, denen die niedere Gerichtsbarkeit zustand, strafte und belohnte nach ihrer in den meisten Fällen redlichen Einsicht; der Untergebene that, was ihm ausführbar und mit einem etwas weiten Gewissen verträglich schien, und nur dem Verlierenden fiel es zuweilen ein, in alten staubigten Urkunden nachzuschlagen. – Es ist schwer, jene Zeit unparteiisch in's Auge zu fassen; sie ist seit ihrem Verschwinden entweder hochmüthig getadelt oder albern gelobt worden, da den, der sie erlebte, zu viel theure Erinnerungen blenden und der Spätergeborene sie nicht begreift. So viel darf man indessen behaupten, daß die Form schwächer, der Kern fester, Vergehen häufiger, Gewissenlosigkeit seltener waren. Denn wer nach seiner Ueberzeugung handelt, und sey sie noch so mangelhaft, kann nie ganz zu Grunde gehen, wogegen nichts seelentödtender wirkt, als gegen das innere Rechtsgefühl das äußere Recht in Anspruch nehmen.

Ein Menschenschlag, unruhiger und unternehmerischer als alle seine Nachbarn, ließ in dem kleinen Staate, von dem wir reden, manches weit greller hervortreten als anderswo unter gleichen Umständen. Holz- und Jagdfrevel waren an der Tagesordnung, und bei den häufig vorfallenden Schlägereien hatte sich jeder selbst seines zerschlagenen Kopfes zu trösten. Da jedoch große und ergiebige Waldungen den Hauptreichthum des Landes ausmachten, ward allerdings scharf über die Forsten gewacht, aber weniger auf gesetzlichem Wege, als in stets erneuten Ver-

suchen, Gewalt und List mit gleichen Waffen zu überbieten.

Das Dorf B. galt für die hochmüthigste, schlauste und kühnste Gemeinde des ganzen Fürstenthums. Seine Lage inmitten tiefer und stolzer Waldeinsamkeit mochte schon früh den angeborenen Starrsinn der Gemüther nähren; die Nähe eines Flusses, der in die See mündete und bedeckte Fahrzeuge trug, groß genug, um Schiffbauholz bequem und sicher außer Land zu führen, trug sehr dazu bei, die natürliche Kühnheit der Holzfrevler zu ermuthigen, und der Umstand, daß Alles umher von Förstern wimmelte, konnte hier nur aufregend wirken, da bei den häufig vorkommenden Scharmützeln der Vortheil meist auf seiten der Bauern blieb. Dreißig, vierzig Wagen zogen zugleich aus in den schönen Mondnächten, mit ungefähr doppelt soviel Mannschaft jedes Alters, vom halbwüchsigen Knaben bis zum siebenjährigen Ortsvorsteher, der als erfahrener Leitbock den Zug mit gleich stolzem Bewußtseyn anführte, als er seinen Sitz in der Gerichtsstube einnahm. Die Zurückgebliebenen horchten sorglos dem allmählichen Verhalten des Knarrens und Stoßens der Räder in den Hohlwegen und schliefen sacht weiter. Ein gelegentlicher Schuß, ein schwacher Schrei ließen wohl einmal eine junge Frau oder Braut auffahren; kein anderer achtete darauf. Beim ersten Morgengrau kehrte der Zug eben so schweigend heim, die Gesichter glühend wie Erz, hier und dort einer mit verbundenem Kopf, was weiter nicht in Betracht kam, und nach ein paar Stunden war die Umgegend voll von dem Mißgeschick eines oder mehrerer Forstbeamten, die aus dem Walde getragen wurden, zerschlagen,

mit Schnupftabak geblendet und für einige Zeit unfähig, ihrem Berufe nachzukommen.

In diesen Umgebungen ward Friedrich Mergel geboren, in einem Hause, das durch die stolze Zugabe eines Rauchfangs und minder kleiner Glasscheiben die Ansprüche seines Erbauers, so wie durch seine gegenwärtige Verkommenheit die kümmerlichen Umstände des jetzigen Besitzers bezeugte. Das frühere Geländer um Hof und Garten war einem vernachlässigten Zaune gewichen, das Dach schadhaft, fremdes Vieh weidete auf den Triften, fremdes Korn wuchs auf dem Acker zunächst am Hofe, und der Garten enthielt, außer ein paar holzigten Rosenstöcken aus besserer Zeit, mehr Unkraut als Kraut. Freilich hatten Unglücksfälle manches hiervon herbeigeführt; doch war auch viel Unordnung und böse Wirthschaft im Spiel. Friedrichs Vater, der alte Hermann Mergel, war in seinem Junggesellenstande ein sogenannter ordentlicher Säufer, d. h. einer, der nur an Sonn- und Festtagen in der Rinne lag und die Woche hindurch so manierlich war wie ein Anderer. So war denn auch seine Bewerbung um ein recht hübsches und wohlhabendes Mädchen ihm nicht erschwert. Auf der Hochzeit ging's lustig zu. Mergel war gar nicht zu arg betrunken, und die Eltern der Braut gingen Abends vergnügt heim; aber am nächsten Sonntage sah man die junge Frau schreiend und blutrünstig durch's Dorf zu den Ihrigen rennen, alle ihre guten Kleider und neues Hausgeräth im Stich lassend. Das war freilich ein großer Skandal und Aerger für Mergel, der allerdings Trostes bedurfte. So war denn auch am Nachmittage keine Scheibe an seinem Hause mehr ganz, und man sah ihn noch bis spät

in die Nacht vor der Thürschwelle liegen, einen abgebrochenen Flaschenhals von Zeit zu Zeit zum Munde führend und sich Gesicht und Hände jämmerlich zerschneidend. Die junge Frau blieb bei ihren Eltern, wo sie bald verkümmerte und starb. Ob nun den Mergel Reue quälte oder Scham, genug, er schien der Trostmittel immer bedürftiger und fing bald an, den gänzlich verkommenen Subjekten zugezählt zu werden.

Die Wirthschaft verfiel; fremde Mägde brachten Schimpf und Schaden; so verging Jahr auf Jahr. Mergel war und blieb ein verlegener und zuletzt ziemlich armseliger Wittwer, bis er mit einemmale wieder als Bräutigam auftrat. War die Sache an und für sich unerwartet, so trug die Persönlichkeit der Braut noch dazu bei, die Verwunderung zu erhöhen. Margareth Semmler war eine brave, anständige Person, so in den Vierzigen, in ihrer Jugend eine Dorfschönheit und noch jezt als sehr klug und wirthlich geachtet, dabei nicht unvermögend; und so mußte es Jedem unbegreiflich seyn, was sie zu diesem Schritte getrieben. Wir glauben den Grund eben in dieser ihrer selbstbewußten Vollkommenheit zu finden. Am Abend vor der Hochzeit soll sie gesagt haben: „Eine Frau, die von ihrem Manne übel behandelt wird, ist dumm oder taugt nicht: wenn's mir schlecht geht, so sagt, es liege an mir.“ Der Erfolg zeigte leider, daß sie ihre Kräfte überschätzt hatte. Anfangs imponirte sie ihrem Manne; er kam nicht nach Haus oder kroch in die Scheune, wenn er sich übernommen hatte; aber das Joch war zu drückend, um lange getragen zu werden, und bald sah man ihn oft genug quer über die Gasse in's Haus taumeln, hörte drinnen sein wüstes Lärmen und sah Margreth eilends Thür und Fens-

ter schließen. An einem solchen Tage – keinem Sonntage mehr – sah man sie Abends aus dem Hause stürzen, ohne Haube und Halstuch, das Haar wild um den Kopf hängend, sich im Garten neben ein Krautbeet niederwerfen und die Erde mit den Händen aufwühlen, dann ängstlich um sich schauen, rasch ein Bündel Kräuter brechen und damit langsam wieder dem Hause zugehen, aber nicht hinein, sondern in die Scheune. Es hieß, an diesem Tage habe Mergel zuerst Hand an sie gelegt, obwohl das Bekenntniß nie über ihre Lippen kam.

Das zweite Jahr dieser unglücklichen Ehe ward mit einem Sohne, man kann nicht sagen erfreut, denn Margreth soll sehr geweint haben, als man ihr das Kind reichte. Dennoch, obwohl unter einem Herzen voll Gram getragen, war Friedrich ein gesundes, hübsches Kind, das in der frischen Luft kräftig gedieh. Der Vater hatte ihn sehr lieb, kam nie nach Hause, ohne ihm ein Stückchen Wecken oder dergleichen mitzubringen, und man meinte sogar, er sey seit der Geburt des Knaben ordentlicher geworden; wenigstens ward der Lärmen im Hause geringer.

Friedrich stand in seinem neunten Jahre. Es war um das Fest der heiligen drei Könige, eine harte, stürmische Winternacht. Hermann war zu einer Hochzeit gegangen und hatte sich schon bei Zeiten auf den Weg gemacht, da das Brauthaus Dreiviertelmeilen entfernt lag. Obgleich er versprochen hatte, Abends wiederzukommen, rechnete Frau Mergel doch um so weniger darauf, da sich nach Sonnenuntergang dichtes Schneegestöber eingestellt hatte. Gegen zehn Uhr schürte sie die Asche am Herde zusammen und machte sich zum Schlafengehen bereit.